

Begegnung mit einem bösen Tier [Fortsetzung]

Autor(en): **Castell, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Begegnung mit einem bösen Tier

ROMAN VON
ALEXANDER CASTELL

Copyright 1934 by Alexander Castell

Rosy sitzt immer noch auf dem Stuhl. Nun kann es sehr schlimm... furchtbar traurig werden. In zwei, drei Tagen muß sie zu Carl Erich zurück. Und sie hat ihm doch versprochen, das Geschäft zu machen. Was stellt er sich während all dieser Zeit vor, wie muß er sich quälen.

Frau von Breitenbach kommt wieder heran: «Nun, haben Sie ihn am Apparat gehabt?»

«Nein...», sagt Rosy ganz entgeistert: «War vor mir auch schon eine Volontärin da?» fragt sie unvermittelt.

«Nie...», antwortet die andere und lacht.

Dr. Boromäus hat am selben Mittag in Friedrichshafen das Schiff genommen, es fährt eben die Mole entlang aus dem Hafen. Er wird in vierzig Minuten in Romanshorn und drei Uhr zwanzig in Zürich sein. Denn er hat dort zu tun. Es ist nämlich schon seit vielen Jahren, schon zu Vaters Zeiten, eine Schweizer Gruppe an seiner Hotel A.-G. beteiligt, und die wird von einer Zürcher Bank vertreten.

Boromäus sitzt auf dem Oberdeck in der Sonne. Er hat seinen Hut abgenommen und läßt sich das Gesicht bescheinen. Zugleich überlegt er, ob er noch auf dem Schiff oder erst in Romanshorn essen will. Er hat Hunger und will doch lieber in der Sonne bleiben.

Der See kommt ihm weit und doch lieblich vor. Wenn er zurücksieht, hängt sein Blick an sanften Hängen und dann an den Hallen der Zeppelinwerft. Es überkommt ihn eine gewisse Lust, für einen Monat nach Brasilien zu fahren. Das Luftschiff fährt am nächsten Samstag ab und ist in drei Tagen in Rio... Er hat das in einem Prospekt im Bahnhof gelesen. Man muß sich für solche Dinge rasch entschließen. Jetzt wäre auch eine gute Zeit zum Reisen, denn geschäftlich ist wenig los.

Das denkt er, und sein Blick geht um die Seebucht über Lindau und Bregenz nach den Schweizerbergen. Da muß etwa Graubünden sein, im Hintergrunde des Rheintales und dort ist der Säntis, in einen leichten Dunst gehüllt. Das Bild ist wirklich lieblich, nicht zu pompös und dabei in angenehmer Distanz.

Er überlegt sich weiter, ob er im Winter nach Arosa oder nach Partenkirchen will, aber das ist es noch lange hin. Sein Blick streift zwei junge Mädchen, die ihm gegenüber sitzen. Sie haben ihn offenbar angesehen und wenden jetzt den Blick ab.

Er sieht wieder auf das Wasser, und die beiden Mädels starren ihn an. Er fühlt das. Sie kritisieren vielleicht seinen braunen weichen Anzug, den er ohne Weste trägt, oder sein glattrasiertes, etwas hartes Gesicht. Denn Boromäus' Gesicht ist hart. Das hat er nicht von seiner Mutter, sondern von Emanuel Boromäus, seinem Vater, dem Begründer des Boromäus'schen Familienvermögens, geerbt, der ein großer, magerer Mann mit einem knochigen Gesicht war. Er heiratete erst mit vierzig Jahren. Ganz jung hatte er von seinem Vater eine Handlung mit Eisenwaren an gros geerbt, die schon erhebliche Umsätze zeigte. Dann aber verlegte er sich, mit dem aufkommenden Automobil, auf den Benzinhandel, den er durch die Gründung vieler Ablagen mit Erfolg betrieb. Schon in den Neunzigerjahren beteiligte er sich auch an einem kleinen Bankgeschäft, das beträchtliche Mittel bekam, als ein amerikanischer Trust, der in scharfem Konkurrenzkampf mit einer französisch-russischen Petrolgruppe war, Emanuel Boromäus seine zahlreichen Ablagen, die oft auch mit Immobilien verbunden waren, abkaufte. Das war neunzehnhundertzehn.

Nachher widmete er sich ausschließlich dem Bankgeschäft, das nach dem Krieg — Emanuel Boromäus war 1917 gestorben — unter der Führung eines alten Angestellten zierliche Verluste erlitt, dann reduziert wurde und jetzt als Finanzgesellschaft nur noch vorsichtig mit dem Privatvermögen der Familie arbeitet, deren Repräsentantin Boromäus' jetzt sechzigjährige Mutter ist.

Während also die beiden Mädchen sein hartes und kühles Gesicht betrachten, stellt er an diesem strahlenden Junimittag, indes er die Sonnenwärme bis tief in die Augenhöhlen fühlt, Betrachtungen über sich selbst an und zwar im Zusammenhang mit einer Erfahrung der letzten Tage.

Er hat mit Else Brunner, der Tänzerin, die so gerne den Zeltner-Film zustande gebracht hätte, ein recht merkwürdiges Abenteuer erlebt, bei dem er entschieden nicht die große Rolle spielte. Das kommt ihm merkwürdig und zugleich traurig vor, weil es im Grunde nur eine Folge seiner Lebensart der letzten paar Jahre war.

Also Else Brunner... er muß sich eingestehen, daß, wenn sie auch sicher an jenem Abend, als sie tanzte, gewußt hatte, daß sie bei ihm schlafen würde, was gewissermaßen das Präludium zum Zeltner-Film hätte werden sollen, wenn sie auch ihre schlanken Beine und Hüften schon oft bei ähnlichen Situationen eingesetzt hatte, er findet es erklärlich, daß sie sich bei ihm wohlfühlte, daß sie, ein armer Teufel, wenigstens für diesen Sommer hatte zur Ruhe kommen wollen. Denn sie war doch klug und vom Leben noch nicht so abgewaschen, daß sie sich mit ein paar Tagen im «Regina» und ein wenig Geld hätte begnügen können. Er hatte sie eigentlich ins «Regina» gebracht, um die Volontärin zu ärgern, aber es war dann gar nicht so weit gekommen.

Jedenfalls, als ihm Else in der großen Szene gesagt hatte: «Im Grunde sind Sie nur ein kalter Hund...» und ihn in diesem Ton insultierte, war das kein Beweis einer guten Kinderstube, aber Boromäus hatte plötzlich gefühlt, daß da ein Wesen vor ihm stand, das ihm ganz ehrlich seine Meinung sagte, und daß diese Meinung gar nicht so unbegründet schien. Boromäus bekam Einsicht in Dinge, die ihm bisher verschlossen waren.

Gewiß hatte er die Hingabe einer Frau verschieden eingeschätzt. Er hatte aber primitiv das Weibliche nur in zwei Kategorien abgeteilt, in solche, bei denen er ein Verantwortungsgefühl seinerseits als normal empfand und in andere, die über ihren Körper spielerisch oder beruflich irgendwie disponierten. Daß aber unter diesen letzteren ein Wesen unerwartet, vielleicht aus Neigung, aus Not oder Anhänglichkeit, die Kategorie wechselte und mit einem wahren Gefühl und Schmerz vor ihm stand und ihn auf die unerhörteste Art beschimpfte, kam ihm seltsam und deprimierend vor. Er hatte sich in einem gewissen Sinne geschämt, denn, wenn er auch seit Jahren ein egoistischer, manchmal zynischer Herr war, sagte ihm andererseits seine Intelligenz, daß ihm diese Art von Kalamität schon oft hätte passieren können und daß eben da in seinem System etwas nicht in Ordnung war. Immerhin war diese Erfahrung nicht stark genug, um seine Natur irgendwie zu ändern. Doch erschien nicht diese ganze letzte Zeit überhaupt merkwürdig für ihn? Er fühlte sich unbehaglich und doch nicht krank. Er hatte keine Ruhe und sah doch keinen klaren Grund dafür. Er ist Mitte dreißig, und es kann doch keine Alterskrise sein?

Aber hat es jetzt einen Sinn, in dieser Sonne, auf diesem weißen Verdeck, das sich so warm anfühlt, zwei jungen Mädchen gegenüber, die hübsch sind und keine Strümpfe tragen, nur kleine Söckchen, die aus ihren

Sandalen kommen und von ihren braungebrannten Beinen abstehen, hat es da wirklich einen Sinn, über so peinliche Dinge nachzudenken? Er hört das Rauschen des Wassers. Ein Kind fängt nebenan zu schreien an und eine Dame sagt zu ihm: «Je t'en prie, ne crie pas comme un putois...»

Da kommt nun das Schweizerufer immer näher. Es ist etwas Liebliches, wie ein Andante aus Sonnenlicht und Grün. Dahinter die Berge in der Mittagshitze verschleiert. Und wie Boromäus jetzt wieder zu den beiden Mädchen hinübersieht und sein Blick von ihren braunen Beinen zu ihren Hüften und den in ihren weißen Blusen leicht geformten, zarten Rundungen ihrer Brüste aufsteigt, fangen die beiden plötzlich zu lachen an, und er lacht auch. Aber dabei bleibt es dann.

Doch Boromäus faßt nun den Entschluß, daß er glücklich sein will. Daß irgend etwas geschehen muß, was ihn glücklich machen soll, daß seine bisherige Existenz ein Unsinn war, eine Oede, die eigentlich den gesündesten Menschen neuraastenisch machen müßte. Nur weiß er ganz und gar nicht, wie das zu arrangieren ist.

In jedem Fall wird er um vier Uhr bei Dr. Roth auf der Effektenbank sein. So ist es verabredet, und Dr. Roth wird ihn vielleicht ins Restaurant zum Nachtessen einladen. Dann wird er morgen gleich entscheiden, ob er noch ein paar Tage in der Schweiz bleiben oder wohin er fahren will.

Das ist alles klar und gut, aber es ist nichts Besonderes. Boromäus hat es oft erlebt. Etwas ganz anderes müßte kommen, etwas, das seinen Nerven wohlthat, das ihn aus seiner Unruhe erlöste. Er nagt eigentlich immer noch am selben Problem, als der Zug schon durch den Oerlikoner Tunnel und in den Zürcher Bahnhof einfährt.

Boromäus übergibt seinen Handkoffer dem Angestellten vom Dolder-Hotel und geht die Bahnhofstraße hinauf. Er atmet leicht trotz der Wärme, denn es weht doch hier richtige Landluft. Schon in Süddeutschland hat er sich wohler gefühlt. Die Menschen haben weniger Nerven, aber sie sind besser im Gleichgewicht. Wer aus der Großstadt kommt, hat eine größere Kapazität sich aufzuregen, aber ist damit irgend etwas getan? Alles scheint hier langsamer zu gehen. Das Geräusch ist minim. Die Fremden stehen an den Schaufenstern herum und stellen sich manchmal mitten auf die Straße, um ein Haus anzusehen. Aber die Einheimischen haben auch kein schnelleres Tempo. Und dennoch produzieren sie, sehen bürgerlich aus. Der Gesundheit ist das jedenfalls zuträglich. Boromäus fragt sich, ob er dabei nicht einschlafen würde.

Dr. Roth ist anfangs vierzig, und die Geschäfte erledigen sich bei ihm schnell. Er hat um halb fünf eine Sitzung, und während er Boromäus wieder zur Tür geleitet, fragt er: «Wie geht's auch Ihrer Mutter?» Dann sagt er: «Sie könnten mit mir essen... treffen wir uns um acht im «Baur au Lac»? Ich habe eine Überraschung für Sie...»

Boromäus überlegt sich, während er wieder auf der Straße geht, was das wohl sein kann, dann hat er plötzlich die Seeluft in der Nase, diese Atmosphäre, leicht gewürzt von Fisch und Algen. Er kommt bis zur Terrasse beim Landungssteg. Auf der blanken Scheibe des Wassers liegen die Boote wie Spielzeuge verstreut. Ueber die Anlagen geht sein Blick zum Strandbad, wo ein wirres Gewimmel ist. Boromäus hat plötzlich Lust nach Wasser und geht in der Bahnhofstraße in ein Geschäft, wo er sich eine kleine Badehose kauft. Damit wandelt er nun dem See entlang.

Boromäus ist ein praktischer Mensch, der sich rasch adaptiert. Nach einer Viertelstunde ist er im Getümmel

von ein paar hundert Menschen, die schwimmen und laufen und Ball spielen und sich trocken und schlafen, die in einer Stunde rein tierhafter Existenz die Luft mit Freude und Behagen und guter Laune sättigen.

Vor allem die Burschen und Mädels gegen zwanzig fallen ihm auf. Wie sie gut gebaut, wie ihre Bewegungen ruhig, selbstsicher, sehr bewußt sind. Sie kommen sich wie Athleten vor, die nach einer schweren Akrobatik mit großer Seelenruhe über die Bühne gehen, um sich die Hände abzutrocknen und von Kraft geladen scheinen.

Boromäus findet schon einen Unterschied zwischen seiner Generation und denen, die jetzt achtzehn sind. Wie unheimlich natürlich diese Gesellschaft geworden ist... und was erst, wenn sie auch noch Ideen hätten? Vorerst sind sie nur voll Energie und zumeist arbeitslos. Komische Evolution dieser Existenz. Als ob alles immer zur unrechten Zeit eintreffen müßte.

Aber Boromäus taucht nun auch in dieses allgemeine Glück unter, schwimmt und läuft und blinzelt in der gelben Sonne auf die Boote, die wie Nußschalen das Gesichtsfeld umsäumen, und schließlich legt er sich in den Sand neben ein paar Mädchen, die sich wenig um ihn kümmern und sich gegenseitig Rücken und Beine mit Oel einreiben.

Diese Stunde freut ihn unendlich, als ob er da dem Schicksal einen ganz unverhofften Spaß geraubt hätte.

Boromäus kennt sich in Zürich schon ganz gut aus. Er nimmt nachher am Bellevue die Tramway, fährt bis zum Römerhof und steigt dann in der Halle in die Drahtseilbahn.

Er hat im Dolder-Hotel schon zu allen Jahreszeiten gewohnt, da ist besonders ein Zimmer im Turm, von dem aus er über den Golfplatz sieht, in den Wald und die Berge. Als ihn der Concierge begrüßt und der Rezeptionsschef herankommt, verneigt sich dieser und sagt: «Wie immer Nummer zehn, Herr Doktor?»

«Kann ich's haben?» strahlt Boromäus. Es ist ihm jetzt heiter und wohl, während er im Lift hinauffährt.

Er steht dann erst lange am Fenster. Auf dem Golfplatz sind noch Spieler, und Boromäus fängt an, ihre Schläge zu zählen. Er hat auch schon Golf gespielt, aber nie die Geduld zu diesem vermaledeiten Sport gehabt. Er ist nur soweit gekommen, um zu verstehen, daß neunzig Prozent der Amateure wie Schneider spielen, sieben Prozent passabel und drei gut. Er selbst rechnet sich zu den Schneidern.

Langsam zieht er sich um. Im Hemd und der kurzen Unterhose stellt er sich wieder ans Fenster. Schade, daß er keinen Feldstecher mit sich hat. Er möchte eigentlich hier ein paar Wochen bleiben. Er könnte sich beim Professional einen Golfsack leihen und sich jeden Morgen mit diesem boshafte Sport herumschlagen.

Boromäus konstatiert, daß er wieder Lust zu leben hat. So oft jetzt eine neue Möglichkeit auftaucht, sich zu vergnügen, möchte er sich daran anklammern. In Friedrichshafen auf dem Schiff hat es angefangen.

Im «Baur au Lac» sitzt er dann gegen acht in der Halle. Dr. Roth ist noch nicht da. Boromäus trifft ihn sonst in der Bar, aber in der Bar ist zu dieser Stunde niemand. Man zieht sich bis gegen neun Uhr zum Essen um.

Boromäus raucht schon die dritte Zigarette und will sich einen Porto bestellen, als Dr. Roth mit einer jungen Dame in der Tür steht: «Darf ich dir Dr. Boromäus vorstellen?» sagt er und dann: «Meine Frau...» Dazu lächelt er ganz harmlos.

Boromäus hat den Atem verloren: «Wie freut es mich, gnädige Frau», stottert er... «der Doktor sprach mir von einer Ueberraschung... wie reizend...», er weiß jetzt wirklich nicht mehr weiter.

Frau Dr. Roth lacht: «Sie sind nicht der erste, mit dem er sich diesen Spaß erlaubt. Wir haben auch erst im Mai geheiratet...»

Man setzt sich in den Garten auf die Terrasse. Frau Dr. Roth ist ihrer Aussprache nach Schweizerin und dabei ganz charmant und gut angezogen: «Sie sind erst heute mittag angekommen?» fragt sie.

Boromäus erzählt von seinem Bad, von seinem Hotelzimmer und entfaltet ein ziemliches Temperament, als Frau Dr. Roth unvermittelt fragt: «Sie sind Jungeselle...»

«Leider.»

«Ja, warum heiraten Sie denn nicht? Solange man nicht verheiratet ist, hat man das Leben doch nicht in Ordnung...» Was sie da sagt, scheint ihr als Schweizerin ganz natürlich zu sein.

«Ich bin nie gegen die Ehe gewesen», gibt er zu, «aber es hat sich nie arrangiert. Wenn ich verliebt war, waren es oft schon verheiratete Frauen oder junge Wesen, die man aus anderen Gründen nicht heiraten konnte.»

«Das stellt man sich als Mann wohl so vor», äußert Frau Dr. Roth leichthin. Ihr Gemahl lacht dazu. Er scheint wirklich sehr glücklich zu sein. Boromäus begriff das, denn die Frau ist hübsch, hat kluge Augen, dazu hat sie Chick.

«Mein Vater hat sich auch erst mit vierzig verheiratet», erklärt er.

«Da haben Sie ja noch Zeit», lächelt sie.

«So viel nicht mehr», gibt er zu.

«Und bei Ihnen in Deutschland soll es jetzt so viel reizende Mädchen geben, als wir zuletzt in Berlin waren...»

«Wenn man da mitten drin lebt, sieht man es nicht mehr», wirft er ein. Boromäus ist sehr munter. Es macht ihm Freude, mit dieser jungen Frau zu plaudern. Der Abend ist warm, es ist ein Vergnügen, hier auf der Terrasse zu sitzen, mitten unter Menschen, denen nichts zu fehlen scheint; man hört italienisch und englisch reden, die Musik schwebt wie ein diskretes Parfum in der Luft, und hinter den Bäumen des Quai liegt die dunkle Masse des Sees.

Boromäus ist befriedigt, als er nachher zu Fuß zum Römerhof geht. Er will morgen noch hier bleiben, gegen Abend im See baden und den Rest dem Zufall überlassen.

Er hat bei offenem Fenster geschlafen und am Morgen fällt ihm schon früh die Sonne wie ein mächtiger gelber Balken ins Zimmer. Es ist ihm, als ob er die Nacht im Freien verbracht hätte. Er sitzt dann unten und frühstückt auf der Terrasse. Ueber den Kies gehen sie schon wieder mit Golfsäcken hinaus.

Da... er streicht sich eben Honig auf eine Scheibe Toast, sieht er im Profil ein Wesen in rosafarbenem Kleid ohne Aermel... er hat auf einmal Herzklopfen. Ist das nicht die Volontärin vom «Regina»? Ist sie hier? Mit ihrem Mann? Er traut diesem Geschöpf, das ihn so geärgert hat, alles zu.

Er steht auf, legt seine Serviette auf den Tisch und geht durch die Glasveranda hinaus. Er sieht das rote Kleid durch die Sträucher des Gartens, sie geht eben über die Straße, wo das kleine rote Tramway zum Hotel heraufkommt. Er muß auf der schmalen Steintreppe warten, bis es vorbei ist.

Das junge Wesen ist schon beim ersten Tee, wo ein Herr auf sie wartet. Der Caddie legt ihr eben den Ball auf, sie schickt sich an zu schlagen, als Boromäus etwas atemlos ankommt.

Sie blickt unwillig auf. Sie ist es natürlich nicht, sie sehen sich nicht einmal ähnlich, aber sie hat denselben ärgerlichen gepöhlten Ausdruck wie die andere, als er sie in seinem Atelier küssen wollte.

Es war auch eine Blamage. Boromäus hat sich maßlos geärgert. Er hatte sie ganz falsch eingeschätzt. Entweder war sie sehr naiv oder eine große Komödiantin.

Boromäus geht wieder zu seinem Frühstück zurück. Der Tee ist kalt geworden. Er hat plötzlich kein Interesse mehr für die Golfspieler. Er denkt an seine Blamage. Schließlich war dies natürlich kein Beweis gegen sie, sondern gegen ihn selbst. Und dann diese schreckliche Geschichte auf der Straße. Warum hatte er sie nicht ruhig laufen lassen? Sie behandelte ihn wie einen kleinen Jungen. Er hat nie eine Frau erlebt mit einem so diffizilen Charakter. Aber es war etwas an ihr, was ihn reizte. So eine ganz wunderbare Frische.

Merkwürdig, wie ihm das alles wieder in die Erinnerung zurückkommt. Es geht auf halb zehn. Er ruft den Kellner, schreibt ihm seine Telefon-Nummer auf. Er will hören, was im Büro los ist.

So sitzt er nun, raucht eine Zigarette nach der anderen. Es dauert zehn Minuten. Dann erscheint der Oberkellner und winkt mit dem Arm. Boromäus geht ihm entgegen.

«Wollen Sie die Verbindung hier unten oder auf Ihrem Zimmer haben?» fragt der Mann.

«Auf meinem Zimmer natürlich», Boromäus weiß eigentlich nicht warum. So fährt er im Lift hinauf. Er sitzt dann am Tisch neben dem Fenster, hat den Hörer in der Hand und horcht auf ein Gesurr, das anschwimmt und wieder abnimmt. Dann bricht unvermittelt alles ab und eine Zürcher Stimme fragt merkwürdig gegurgelt: «Sind Sie da...?»

«Aber natürlich», ruft Boromäus, und dann kommt gleich Ediths, seiner Sekretärin, Stimme: «Hier Victoria 37-14.»

«Ist was los?» fragt er.

«Ach, Herr Doktor», seufzt Edith mit einem warmen und zugleich untertänigen Ton, «eigentlich fast nichts. Die Elektrizitätsgesellschaft hat zu einer Sitzung eingeladen, ein Herr war da aus Bremen... Er ist nach München gefahren und kommt auf der Rückreise wieder vorbei, die Siemens-Aktien, die Herr Hofmann für uns gekauft hat, sind geliefert worden...»

Boromäus hört zu. «So... so... Ich danke... Nein, ich weiß noch nicht... Wer? Aus dem «Regina»? Die Volontärin? Zweimal? Sagen Sie, ich komme in diesen Tagen zurück...» Er hängt ein und bleibt noch in derselben Position sitzen. Er hört jetzt das Zimmermädchen, das im Badezimmer nebenan die Wanne fegt. Es ist doch merkwürdig. Ist sie auf einmal bekehrt worden? Langweilt sie sich? Man muß den Frauen Zeit lassen... vielleicht hat sie nachher einen Anruf von ihm erwartet.

Er sitzt immer noch da, streckt sich in der Sonne, sieht auf den Golfplatz. Dort geht das junge Wesen mit dem unwilligen Gesicht. Jetzt steht sie still, stellt sich in Position, es ist nicht leicht, sie trippelt hin und her und hebt dann auf einmal den Golfstock, als ob sie den Ball wegfeigen müßte.

«Natürlich schlecht geschlagen», überlegt Boromäus, «wie kann man auch?» Richtig stellt sie sich zehn Meter weiter wieder hin. Das kann ja noch oft geschehen, denn sie hat wohl Zeit bis am Mittag.

Boromäus sieht jetzt Rosys lächelndes und etwas mokantes Gesicht, das auch sehr böse sein kann, er hat es

erfahren, und dann tritt er ans Fenster, blickt auf den See hinunter, der im Licht ganz weiß ist und summt eine leichte, heitere Melodie.

Es sind wieder zwei Tage vergangen, als Boromäus in seinem Büro sitzt. Es ist schon sechs vorbei. Er ist neugierig. Zuerst hat sie gesagt, sie wolle ihn privat sprechen, nachher fügte sie hinzu «auch geschäftlich». Das sind alles Vorwände, denn sie weiß wohl selbst nicht, was sie will.

Edith erscheint und bringt ein paar Briefe zum unterzeichnen.

Boromäus sieht auf die Uhr. «Nun müßte sie doch da sein...» Draußen geht eine Türe. Er überlegt: Ich will sehr charmant, etwas zurückhaltend, aber sehr nett zu ihr sein. Das ist nun meine Rolle. Sie soll an mich herankommen, sie soll erst zahm werden, wie ein kleines Kind, es gibt keine Gewalt mehr, keinen Versuch zur Gewalt.

Edith ist weggegangen. Draußen ist es wieder still. Vielleicht kommt sie nicht, hat allen Mut verloren. Schade, denn morgen muß er wieder weg, und er hätte sie doch ganz gerne gesehen. Er hat Lust, sie zu necken. Sie muß jetzt auf eine ganz reizvolle Weise büßen, daß er in jener Nacht hinter ihr hergelaufen ist. Er kann sich einer solchen tollen, burlesken Szene aus seinem ganzen Leben nicht erinnern. Aber alles hat einen Anfang. Vielleicht hängt das mit seinem Alter zusammen. Wenn man fünfundsüßig hinter sich hat... und sie kaum zwanzig...

Wie lange mag sie wohl verheiratet sein? Er hat sie nie gefragt.

Das Telephon läutet. Er hängt nicht ab. Vielleicht wird sie ihm absagen, und das will er nicht. Sie soll herkommen. Ob der Sommer sie ein wenig gebräunt hat? Ueber den Mittag geht sie wohl ins Strandbad. All das sind Suppositionen. Aber es ist ihm nicht angenehm, darüber nachzusinnen.

Er steht auf und stellt sich ans Fenster.

Rosy geht in diesem Augenblick schon zum viertenmal auf dem Trottoir hart am Haus vorbei. Sie bringt es nicht über sich, hinaufzugehen, denn sie weiß nicht, was sie sagen soll. Sie hat drei schreckliche Tage hinter sich, kaum mehr geschlafen, und Natalie hat sich zu ihr ins Bett gelegt und sie gepflegt wie ein Baby.

Sie hat während drei Tagen gejammert, daß er zurückkommen möchte, und nun ist er da und erwartet sie und sie findet keinen Mut. Denn sie weiß ja, daß es ein Wunder sein müßte, wenn er ihr das Geld gäbe. Aber das Geld muß doch da sein... es muß doch geschaffen werden.

Rosy steht vor einem Schaufenster still. Sie sieht sich an. Sie ist erstaunt, daß sie in ihrer Aufregung nicht schlechter aussieht. Das gibt ihr wieder Entschlossenheit. Sie tritt in das große Bürohaus ein, wo Dr. Boromäus in der dritten Etage seine verschiedenen Gesellschaften domiziliert hat und geht mit losen Knien die Treppe hinauf. Sie hätte sich ja auch des Lifts bedienen können, aber ihr erscheinen die paar Minuten, die sie durch diese Verzögerung gewinnt, wie eine Gnadenfrist.

Sie tritt dann erst in ein Entrée, das in einen langen Gang mündet, wo sie eine große Stille umfängt. Sie hört ihren Tritt, klopfpt zaghaft da und dort an eine Türe, bekommt einen Schreck und denkt, daß sie durch ihre Angst alles aufs Spiel gesetzt und nun die Gelegenheit versäumt hat, als plötzlich Boromäus, den grauen Filzshuhe auf dem Kopf und ein Paar hellederne Handschuhe in der Hand, vor ihr steht.

«Aber kommen Sie doch herein», ruft er, «ich wollte eben weggehen und glaubte, Sie seien verhindert gewesen...»

Sie treten in den großen Raum, wo unweit des Fensters ein flacher Schreibtisch steht, der aber kaum mit Papieren beschwert ist. Boromäus legt seinen Hut darauf und bittet Rosy, sich auf den Lederdiwan zu setzen, während er sich lächelnd auf die Lehne eines Fauteuils stützt.

Rosy kommt es vor, als sei Boromäus magerer geworden, und zugleich atmet sie auf, denn seine ganze Haltung ist wenig zeremoniös.

«Nun, dear Lady, what can I do for you...?» Er gibt sich wirklich Mühe, nett und natürlich zu sein, denn er hat den Eindruck, daß sie erschrocken ist. Das macht sie ihm sympathisch. Er ist jetzt auch gewiß, daß sie neulich keine Komödie spielte, sondern in einem aufrichtigen Entsetzen weggelaufen war. Gott... hat sie vielleicht noch keinen anderen Mann als den ihren geküßt, was Boromäus als ein merkwürdiger und jedenfalls entzückender Zufall vorkäme.

Sie schlägt jetzt ihre Augen zu ihm auf, fährt sich dann nervös mit der Hand über die Wangen und über ihr rechtes Ohr, das fast von dem kleinen dunklen Hut verdeckt ist: «Ich habe eine Geschichte... ein Anliegen...», ihr Mund zuckt dabei leise, «aber ich weiß wirklich nicht...», nun kommt sie nicht mehr weiter.

Boromäus ist erstaunt. Was kann sie nun wollen... ist irgend etwas im «Regina» los oder hat sie noch eine Freundin oder gar ihren Gemahl zu placieren... bei diesen Zeiten weiß man ja nie... «Reden Sie nur frisch drauflos... genieren Sie sich doch nicht!»

(Fortsetzung folgt)